



KATE CHRISTENSEN

# Das Ehespiel

ROMAN

Aus dem Amerikanischen  
von Kristina Lake-Zapp

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien  
2011 unter dem Titel »The Astral« bei  
Doubleday, a division of Random House, Inc., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Copyright © 2011 by Kate Christensen  
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe bei  
Droemer Verlag. Ein Unternehmen der  
Droemerschen Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Kathrin Wolf  
Umschlaggestaltung: Network! Werbeagentur GmbH  
Umschlagabbildung: ©plainpicture/Magnum,  
the plainpicture edit/Christopher Anderson  
Satz: Sandra Hacke  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-19942-8

2 4 5 3 1

*Für Brendan*



Bringt mir eine Axt und einen Spaten,  
Bringt mir ein Leichentuch;  
Hab ich mein Grab erst gerichtet,  
Mögen Wind und Sturm ruhig toben.  
Ich werde dann dort unten liegen, kalt wie Lehm.  
Auch wahre Liebe muss vergehn!

William Blake: *Song: My Silks and Fine Array*

Auch wenn du sie geliebt hast wie dich selbst,  
Wie ein Selbst aus reinerer Erde,  
Ob ihr Scheiden auch den Tag verdunkelt,  
Allem Lebendigen den Liebreiz raubt;  
Im Herzen wisse,  
Wenn Halbgötter gehen,  
Kommen die Götter.

Ralph Waldo Emerson: *Give All to Love*



# TEIL EINS



## Kapitel eins

**G**iftiges Wasser, durchzogen von Gold wie der schillernde Bauch eines auf dem Rücken schwimmenden Fisches: Sonnenuntergang über dem Newtown Creek. Der Märzwind trieb schwarz-rosa Wolkenfetzen über den Himmel. Unter mir warf das strudelnde Wasser kleine Wellen. Auf der anderen Seite der kurzen Wasserstraße die flachen stillen Ufer von Hunters Point, ein Kirchturm und niedrige alte Lagerhäuser. Ein leerer Frachtkahn schipperte den Seitenarm entlang zum East River und in Richtung der langgezogenen Insel mit den glitzernden Wolkenkratzern. Ich stand hinter dem Maschendrahtzaun, den die Stadt aufgestellt hatte, um Leute wie mich davon abzuhalten, ins Wasser zu springen.

Ich hatte Hunger und brauchte dringend ein Bad und etwas zu trinken. In meinem Rücken drängten sich die dunklen Schatten von Greenpoint, verfallene Gebäude, Lager sowie Tanks aus den Liegenschaften der ehemaligen Raffinerien. Still und leise fütterten sie den unterirdischen Ölteppich, der unter dem ganzen Viertel lag und mitsamt seinen hochtoxischen Bestandteilen langsam in den Creek sickerte. Vor Jahren hatte ich diesen Ort »das Ende der Welt« genannt. Damals war er noch verschmutzter gewesen, eine hoffnungslose Ödnis, doch die Bezeichnung passte nach wie vor.

Während ich also dort stand und durch den Maschendrahtzaun starrte, sickerten mir einige meiner Verse, die ich längst vergessen geglaubt hatte, wie Rinnsale ins Bewusstsein. Vom Netzmuster des Zauns inspiriert, setzte ich die aufblitzenden Satzfragmente, die mir plötzlich wieder einfielen, zusammen: »Verzaubert vom weichen Klang deiner Stimme / Die leise sich windet in mein Gehör / Mit Tentakeln aus Damast.« Und: »Deine einst sonnengebräunten Schenkel, grünspanverwittert.« In meinen Ohren klangen die Zeilen nichtssagend und tot. Alles, was ich hörte, war *Luz, Luz, Luz* – schwache Klopfsignale eines sterbenden Herzens. Liebeskummer war eine physische Angelegenheit, ein Sehnen in der Brust, eine zurückschnappende Spannvorrichtung, die einen schmerzhaften blauen Fleck hinterließ. In letzter Zeit ging mein Atem verhalten, als hätte man mir ins Zwerchfell geboxt und als wartete ich nur darauf, wieder richtig Luft zu bekommen. Doch die Luft kam nicht. Normalerweise kannte ich alle meine veröffentlichten Gedichte auswendig, doch falls noch mehr dieser toten Zeilen irgendwo in meinem Hirn existierten, entwischten sie durch die Maschen meiner Erinnerung wie pfeilschnell dahinflitzende Schwärme winziger Fische, entwischten, sobald ich sie packen wollte.

Ich wandte mich um und kehrte den am Wasser gelegenen Lagerhäusern den Rücken, um den Weg zurückzugehen, den ich gekommen war, die Manhattan Avenue entlang, vorbei an der Absteige, in der ich jetzt lebte. Vorn im Fenster neben dem Eingang stapelten sich nackte Matratzen. Mein Weg führte mich an Ramschläden voller alter Radios vorbei, an gebrauchten Puppen und Cowboyhemden. Ich passierte einen Eisenwarenladen, mexikanische Bodegas, Spirituosenläden und den Zulieferbetrieb für JK-Restaurants, einen verlassenen Klotz

mit einem verbogenen Metallzaun davor. Es folgten kleine Stände mit Kisten voller Wurzelgemüse, die sich am Gehsteig aneinanderreiheten, und schließlich mit Girlanden geschmückte Metzgereien. Ich überquerte die Kreuzung Greenpoint Avenue und ließ den schäbigen McDonald's sowie den heruntergekommenen Starbucks gegenüber der arabischen Zeitungskioske hinter mir. Dann kam ich an dem alten Associated-Supermarkt vorbei, dem mit den sexy Polinnen an der Kasse, die ihre Münder zu einem sinnlosen Schmollen verzogen, während sie Einkäufe eintippten. Die Uhr draußen am Bestattungsinstitut Smolenski war auf sechs Uhr dreißig stehen geblieben, beide Zeiger wiesen abwärts, geradewegs Richtung Hölle.

Von der Manhattan Avenue bog ich nach rechts ab und strebte auf das blinkende Neonlicht im Fenster von Marlenes Bar zu, eine der letzten Alt-Männer-Kneipen im Viertel. War ich mit siebenundfünfzig ein alter Mann? Ich ging schon jahrelang dorthin. Die Bar hatte eine verrostete Stahlblechdecke und immer noch die Original-Wandvertäfelung mit den Elchgeweihen. Für zwei Dollar gab es Bier vom Fass in kleinen, eisgekühlten Krügen. Das einzige Zugeständnis an das neue Jahrtausend war ein Flachbildfernseher in der Größe eines Kleinwagens.

»Hallo, Harry«, sagte George, als ich reinkam. Eine ausdruckslosere Stimme hatte ich noch nie gehört. Bestimmt wurde er nicht bis in die frühen Morgenstunden von seinen Gefühlswallungen wach gehalten, zumindest hatte er nie etwas in der Art erwähnt. Für drei Dollar bekam man hier einen knappen Fingerbreit Whisky eingeschenkt, nie einen doppelten. So lief das nicht in Marlenes Bar.

George hatte ein pockennarbiges Gesicht in der Farbe grauen Lehms, dünnes farbloses Haar, das er in einer

Welle dicht an seinen Schädel klatschte, und kleine hervortretende Augen. Tagsüber verdiente er seinen Lebensunterhalt in der Fischhalle der Acme Smoked Fish Corporation in der Gem Street, und abends stand er hinterm Tresen. Die Bar bot ihm Sozialkontakte, die er ansonsten nicht gehabt hätte, wie er mir irgendwann einmal mit sympathischer Offenheit anvertraut hatte. Marlene ist übrigens seine Schwester.

Ich setzte mich auf einen Barhocker in der Mitte des leeren Tresens. Den Whisky, den George mir rüberschob, kippte ich in einem Zug hinunter, so dass mir gleich schon ein bisschen wärmer wurde. Meine Mutter war Irin, mein Vater Engländer, doch der Whisky eint die widerstreitenden Fraktionen in mir. Ich mag die rauchigeren, teureren, älteren Single Malts, doch die billigen Blended Malts tun es genauso.

»Wie läuft's, George?«, fragte ich, als er mir den zweiten Whisky hinstellte.

»Könnte nicht besser sein«, antwortete er. »Und selbst, Harry?«

Ich sah ihm in die Augen. »Könnte nicht besser sein.«

Marlenes Bar hatte täglich von zwölf Uhr mittags bis in die frühen Morgenstunden geöffnet, und fast immer traf man hier Stammgäste, vor allem viele Frauen aus dem Viertel, die sich wie die Hühner auf der Stange am Tresen aneinanderreiheten, rauchten, verstohlene Blicke um sich warfen und immer besoffener wurden. Doch heute Abend hatten George und ich die Bar für uns. Getrennt durch eine Barriere aus zerschrammtem Holz – er, der hinter der Theke ausschenkte, ich trinkend davor –, gaben wir ein Bild ab, wie man es überall auf der Welt findet: zwei einsame Männer, die sich unterhielten und einander dabei nicht in die Augen sahen. »Neulich Abend konnte ich die Fernbedienung nicht finden«, sagte

George. »Hab mich dumm und dämlich gesucht und die ganze Wohnung auf den Kopf gestellt. Sogar im Kühlschrank hab ich nachgeguckt.«

»Was wolltest du denn anschauen?«

»Eine von den Sendungen, die ich so gerne mag«, sagte er. »Die mit den Ärzten. Da suche und suche ich also, und plötzlich klingelt das Telefon. Ich greife danach, drücke auf den Knopf und frage: ›Hallo?‹ Leider war's gar nicht der Hörer, sondern die Fernbedienung. Also musste ich das Telefon suchen. Irgendwann hab ich's oben auf dem Kühlschrank gefunden, wo ich's auf der Suche nach der Fernbedienung abgelegt hatte. Manchmal hat man wirklich den Eindruck, als würde einem die Welt einen Streich spielen.«

»Und das ist nicht immer witzig«, sagte ich. »Übrigens, Luz hat mich rausgeworfen.«

»Was? Tatsächlich? Wann denn?« Er wirkte ehrlich schockiert. Langzeitehen wirken auf andere wohl ungefähr so beständig wie geographische Formationen. Wenn sich so ein Paar dann trennt, ist es, als sei Fudschi oder Fidschi über Nacht verschwunden.

»Ist noch nicht lange her«, sagte ich.

»Nun«, erwiderte er, »das ist hart. Echt hart. Und wo wohnst du jetzt?«

»Ich hab mir ein Zimmer in dem Hotel unten am Newtown Creek genommen.«

Er legte den Kopf schief und stellte noch einen Whisky vor mich hin. »Der geht auf mich.«

»Danke, George.« Ich hob mein Glas. »»Blind wie alte Weiber taumeln wir durchs Leben / Mit hohen Hacken übers Kopfsteinpflaster.« Das war eine Zeile aus einem meiner älteren Gedichte, denen, die meiner Erinnerung so zugänglich waren wie mein eigener Name.

»Klar doch«, erwiderte er. Er war es gewohnt, dass ich mich für den Barden des Viertels hielt. Mit verschränkten

Armen blickte er auf die zerschrammte Oberfläche der Theke. »Die Pflastersteine auf der West Street sind aus Holz, nicht aus Lehm, wusstest du das?«

»Ja, das sind die in der Nähe der Noble Street«, erwiderte ich. »Wenn man nah genug rangeht, kann man die Jahresringe der Bäume erkennen. Ich habe ein Gedicht darüber geschrieben. ›Konzentrische Kreise, Botschaften bejahrter Schatten‹.«

»Ich hatte schon Angst, sie würden Feuer fangen, als der Terminal Market vor ein paar Jahren in Flammen aufgegangen ist.«

»Ich auch«, erwiderte ich. »Hätte der Wind ins Landesinnere geweht, hätte er das ganze Viertel in Brand stecken können. So was geht blitzschnell – ein Stück glühende Asche hätte gereicht.«

Luz und ich hatten unsere Gesichter an die Fensterscheibe gedrückt und zugesehen, wie die riesige alte Lagerhalle niedergebrannt war.

George sah mich an. »Richtig, du wohnst ja im Astral«, sagte er. »Das muss beängstigend gewesen sein.«

»Ja, war es.«

George fuhr sich mit der Zungenspitze über die Oberlippe. »Vielleicht ist es besser, dass du da raus bist. Ich habe gehört, da wuchern Pilze in den Badezimmern, und die Betten sind voller Wanzen. Der Hauswart soll im Keller ein Studio haben, wo er junge Asiatinnen fotografiert.« Den letzten Satz sagte er ohne einen Hauch von Anzüglichkeit. George schien alles Sexuelle aus seinem Gehirn verbannt zu haben, um sein Leben so unkompliziert wie möglich zu gestalten. Kluger Mann.

Die Tür öffnete sich. Karina kam herein und stürmte durch die Bar auf mich zu. »Hi, Dad!«, rief sie. »Ich dachte mir schon, dass du hier bist. Ich wünschte, du würdest dir ein Handy zulegen.«

»Wozu sollte ich das brauchen?«, fragte ich, als sie mir einen Kuss auf die Wange drückte. »Du weißt doch, wo du mich findest.«

»Ein Bier, bitte«, sagte sie zu George. Dann, an mich gewandt: »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Wie geht es dir?«

»Könnte nicht besser sein«, antwortete ich hoffnungsfroh. Auch wenn ich mich geschmeichelt fühlte, war mir klar, dass meine Tochter nicht zufällig hier war. Sie war gerade fünfundzwanzig geworden, doch anders als andere Mädchen in ihrem Alter interessierte sie sich, abgesehen von ein paar asketischen Leidenschaften, für rein gar nichts. Am meisten faszinierte sie das »Containern« oder »Dumpstern«, im allgemeinen Sprachgebrauch auch »Freeganismus« genannt. Mit schöner Regelmäßigkeit durchwühlte sie Berge von Müll und verteilte ihre Ausbeute – »hervorragende Lebensmittel und Kleider« – an die Armen, zu denen ich, wenn ich es mir recht überlegte, inzwischen selbst zählte. Ihre Versuche, die Welt vor den Auswüchsen der Abfallproduktion zu retten und die Armen vor Mangel und Not, wurde noch von ihrer unerschütterlichen Vorstellung bereichert, sie allein sei für das Wohlergehen ihrer Familie verantwortlich.

Karina sah genau wie ich aus: typisch englisch/irisch. Rotes Haar, helle Haut, blaue Augen – ganz anders als ihre olivenhäutige, schwarzhaarige, mexikanische Mutter mit den dunklen Augen. Trotzdem, Karinas Gesicht kam ganz nach Luz: die ovale Form, die großen Augen, die stumpfe Nase und dann dieser hochkonzentrierte Ausdruck. Wie der eines vor Wachsamkeit zitternden Tiers. Allein sie jetzt anzusehen, versetzte mir einen Stich ins Herz.

»Komm schon«, drängte sie. »Raus mit der Wahrheit.«

»Die Wahrheit«, sagte ich, während sie einen Schluck von dem bitteren Schaum nahm, »die Wahrheit ist, dass das Leben weitergeht, bis du verreckst, ob es dir gefällt oder nicht.«

»O Dad«, sagte sie. Sie schien mich gar nicht gehört zu haben. »Ich wünschte, du würdest zu mir ziehen. Dieses Hotel ist doch eine Todesfalle, wo sich die Kerle gegenseitig auf dem Gang abstechen.«

»Vielen Dank«, sagte ich innerlich schauernd. War es jetzt schon so weit gekommen, dass mich meine eigene Tochter für unfähig hielt, auf mich selbst achtzugeben? Natürlich war es das. Vom Tag ihrer Geburt an hatte sie nichts anderes getan, und abgesehen davon hatte sie recht. »Danke, Karina, aber wirklich, was kümmern mich die anderen?«

»Ich hab doch dieses kleine Extrazimmer«, erwiderte sie beharrlich.

»Wann hast du das letzte Mal von deinem Bruder gehört?«

»Hector? Er ruft nie an.«

»Ich habe ihn schon seit einer Weile nicht mehr erreicht. Die einzige Nummer, die ich von ihm habe, ist die eines mehr oder weniger allgemein zugänglichen Telefons, und wenn ich da anrufe, ist nie jemand bereit, ihn mir an den Hörer zu holen. Ständig ist er bei irgendeiner Versammlung, oder er arbeitet oder er schläft.«

»Warum versuchst du überhaupt, ihn zu erreichen? Mich rufst du nie an«, beschwerte sich Karina.

»Weil ich mir Sorgen um ihn mache. Um dich nicht.«

»Könntest du nicht einfach mal anrufen, um Hallo zu sagen? Da fahre ich extra die ganze Strecke bis nach Greenpoint, nur um dich ausfindig zu machen, und Hector macht sich nicht mal Mühe, an das verdammte Telefon zu gehen!«

»Ich mache mir Sorgen um ihn«, wiederholte ich. »Um dich Sorge ich mich nicht.«

Sie lachte. »Okay, okay. Aber mal ehrlich, vermutlich ist er einfach nur beschäftigt.« Sie nahm noch einen Schluck von ihrem Bier. »Dad, bitte zieh bei mir ein. Bitte. Du lebst mit Junkies, Landstreichern und Geisteskranken unter einem Dach. Das ist gefährlich!«

»Mir gefällt's«, widersprach ich. »Fürs Erste erfüllt das Hotel seinen Zweck. Und ich will nicht nach Crown Heights. Das ist nicht meine Gegend. Ich kenne dort niemanden, und es ist zu weit weg von Marlenes Bar. Trotzdem vielen Dank für das Angebot.«

»Dann besorg dir bitte ein Handy. Ich habe jede Menge ausrangierter Mobiltelefone in der Schublade. Alles, was du brauchst, ist ein preiswerter Vertrag. Du kannst aber auch ein Prepaid-Handy nehmen.«

»Ich habe kein Geld«, sagte ich. »Hast du deine Mutter in letzter Zeit gesehen?«

»Ich komme gerade von ihr. Sie wollte, dass ich ihr dabei helfe, ein paar Sachen auszusortieren.«

»Meine Sachen«, bemerkte ich tonlos.

»Sie sagt, du willst sie nicht mehr haben.«

»Ich will«, sagte ich, »dass sie genau dort bleiben, wo sie sind. So lange, bis ich sie wieder benutze.«

Das brachte unser Gespräch für einen Moment zum Verstummen. Hinter mir auf dem riesigen Flachbildschirm blickte eine wohlfrisierte Latina in einem blauen Jackett in die Kamera und verlas mit üppigen roten Lippen und mit cooler, sexy Kompetenz die aktuellen Ereignisse. Sie erinnerte mich an Luz. Aber im Moment erinnerte mich alles an Luz, sogar die Elchgeweihe über der Bar. Bei ihrem Anblick dachte ich an unsere Kurzreise in die Adirondack Mountains, die wir anlässlich unseres zwanzigsten Jahrestags unternommen hatten. Über

unserem Bett in der Hütte, die wir für eine Woche gemietet hatten, hatten Elchgeweihe gehangen. Luz hatte mich gebeten, sie von der Wand zu nehmen und im Schrank zu verstauen oder besser noch nach draußen zu schaffen, wo sie hingehörten. Sie fand sie abstoßend, grausam. Dass ich ihrem Wunsch nicht entsprochen hatte, weil es mir nicht zustand, so mit dem Eigentum anderer Leute umzuspringen, wurde sogleich in ihrem hypothetischen Ehe-Schwarzbuch unter all meinen übrigen Vergehen vermerkt. Zumindest war ich stets davon ausgegangen, dass es hypothetisch war, aber vielleicht hatte sie wirklich alles irgendwo aufgeschrieben. Wenn das tatsächlich stimmte, fragte ich mich, was sie damit anfangen wollte, jetzt, da wir unsere Beziehung beendet hatten. Es auf einem privaten Flohmarkt verscherbeln? Oder als Anti-Ehemanifest veröffentlichen?

»Tja«, sagte ich, »mach dir deswegen keine Gedanken. Besuchst du Hector morgen mit mir?«

Karina hob ihr Glas, blickte in ihr Bier, als wäre es Pisse, und stellte es dann wieder ab. »Ich habe morgen viel zu tun.«

»Komm mit mir«, drängte ich. »Der Müll kann warten.«

»Darum geht es nicht. Ich schreibe einen Artikel für ein Online-Magazin und muss mich an den Abgabetermin halten. Ich werde den ganzen Tag dafür brauchen, schließlich habe ich den heutigen Nachmittag damit verplempert, meine Eltern aufzuspüren und mich zu vergewissern, dass es ihnen gutgeht.«

Bevor ich mich bremsen konnte, rutschte mir heraus: »Dann geht es deiner Mutter also gut.«

»Natürlich geht es ihr gut«, erwiderte meine Tochter. »Es würde ihr selbst inmitten eines Atomkriegs gutgehen. Aber unter der Oberfläche ... Du weißt schon.«

»Ja, ich weiß«, sagte ich, zu traurig, um noch etwas hinzuzufügen.

George hatte sich ans hintere Ende der Theke verzogen und konzentrierte sich auf die Nachrichten oder tat zumindest so, während er sich mit dem kleinen Finger Ohrenschmalz aus dem Gehörgang pulte. Ich gab ihm ein Zeichen und deutete auf mein Whiskyglas. Er nickte und kam mit der Flasche zu mir.

»Dad, ich finde diese ganze Sache entsetzlich«, sagte Karina. »Ich ergreife für niemanden Partei, das schwöre ich, ich liebe euch beide, und das Ganze geht mich auch gar nichts an, aber stimmt es, dass du ein Verhältnis mit Marion hast? Nein, sag nichts. Ich will es nicht wissen.«

»Hat deine Mutter dir das erzählt?«

»Na ja, das ist doch wirklich ein Klassiker. Männer haben immer Affären mit Frauen, denen sie häufig begegnen: mit Frauen aus dem Freundeskreis, mit der Schwester ihrer Ehefrau, deren bester Freundin, mit Kolleginnen oder mit den Frauen ihrer Freunde ...«

Um mein Entsetzen zu verbergen, dass Luz unserer Tochter so etwas erzählt hatte, grinste ich Karina an. »Woher weißt du so viel über die Seitensprünge von Männern? Du bist lesbisch. Und unverheiratet.«

Sie schüttelte den Kopf und wartete darauf, dass ich antwortete.

»Nein«, sagte ich schließlich und nickte George dankbar zu, der mir großzügig eingeschenkt hatte – mindestens drei Tropfen mehr als sonst. »Ich habe keine Affäre. Mit niemandem. Und schon gar nicht mit Marion.« Mit halb beschwipster Selbstgerechtigkeit hob ich den Kopf und fing Georges Blick auf. Er starrte mich mit unbewegter Miene an, doch ich meinte, amüsierte Anteilnahme in dem leichten Zucken seiner linken Wange zu entdecken.